

Sanela Tadić

Chamäleon

In fremder Haut

Novelle

(im Mai 2010 / Überarbeitung im Dezember 2023)

Benjamin war ein einsames Kind. In seiner Einsamkeit lag sein Talent. Grossvater William nannte seinen Enkel eine Schatzkiste, während er die meisten anderen Menschen für leere Kisten hielt, die man beliebig füllen konnte. Natürlich war auch Benjamin eine Kiste, in die jeder warf, was er werfen wollte. Wir alle wissen, dass sich in leeren Kisten nur wenig Wertvolles ansammelt. Mehr von dem, was man brauchen soll oder zu brauchen meint, als man tatsächlich braucht. Auch William wusste das und wie viel Kraft manchmal in der Übertreibung liegt.

Benjamin eignete sich als Kind eine geheimnisvolle Art an, die Menschen glauben liess, dieser gewöhnliche Junge könnte jeden Augenblick etwas Unerwartetes, Erstaunliches oder gar nie Dagewesenes aus einer seiner Taschen herausziehen. Er stand in herausfordernder, stolzer Haltung vor ihnen wie ein kleiner unscheinbarer Held, der insgeheim den Weg zu einem verborgenen, längst vergessenen Schatz wusste. Auch Benjamin glaubte das von anderen. Er war sich sicher, dass viel von ihm ebenso in allen anderen steckte. Mit dem Unterschied, dass sie ihre Fantasie, ihre Vorstellungskraft nie für wirklich hielten. Sie glaubten nur ihren Augen.

Mit 11 Jahren zog sich Benjamin von seinen Spielkameraden, den Nachbarskindern, Cousins und Cousinen, immer mehr zurück. Er verwandelte sich täglich ein bisschen, ohne dass jemand hätte sagen können, in was er sich verwandelte. In ein altes Kind vielleicht. Denn er wurde ruhiger, in sich gekehrter, nicht mehr verspielt. Kein Fantast mehr, der Kinder und Erwachsene in Erstaunen versetzte. Das beliebte Einzelkind der Ryans, das jedes Spiel zu einem unerwarteten Abenteuer gemacht hatte, wurde in den verstörten Augen seiner Spielgefährten zum seltsamen Eigenbrötler.

Benjamin bekümmerte das sehr, doch er konnte nicht mehr derselbe Junge sein, der er einmal war. Die Spiele hatte er satt – und irgendwie auch die Kindheit. Sie erschien ihm albern, seit er beobachten konnte, wie ernst es um die Erwachsenenwelt steht. Seine Freunde mochte er noch immer, fühlte sich mit ihnen aber sonderbar allein. Dieses Gefühl des Alleinsseins verstärkte sich in das Gefühl des Verlassenseins und als einziger zu wissen, dass er allein und verlassen war. Er war nicht einfach nur für sich. Alle waren auch sie fortgegangen, in eine Richtung, in die es ihn nicht zog und die nicht auf seinem Kurs lag. Einem Kurs, den er selbst noch nicht kannte. Freunde, Eltern und Familie. Weit weg von ihm erschienen ihm plötzlich alle und doch blieben sie da. Immer in seiner Nähe. In der gleichen Strasse. Und dennoch in einem anderen Land.

Der einzige Mensch, von dem sich Benjamin verstanden fühlte, war sein Grossvater William. Er lebte allein in Kanada und besuchte den Enkel an allen Feiertagen. Jede Woche

schrieb er ihm einen langen oder einen kurzen Brief. Seine lungenkranke Ex-Frau Margareth starb schon vor Jahren im Portview Hospital in Seattle, nicht unweit des kleinen Vorortes Woodsville, wo Benjamins ganze Familie lebte. Alle lebten sie dort. Sie gingen in die gleichen Einkaufshäuser, Parks und Restaurants. Im selben Portview Hospital sind seine Cousins und Cousinen wie er zur Welt gekommen. Sie besuchten die gleichen Kindergärten und Schulen. Alle wohnten sie in derselben Strasse. In verschiedenen, aber doch sehr ähnlichen Häusern, mit identischen Vorgärten. Alle hatten die gleiche Lebensweise und die gleichen Geschichten.

Benjamin konnte früher oft nicht unterscheiden zwischen der Familie seiner Mutter und der seines Vaters. Erst wenn es Streit gab, wurde ihm der Unterschied wieder deutlich. Der Stammbaum trennte sie. Ihre Art zu denken und zu leben vereinte sie. Im Fühlen war sich niemand von ihnen ähnlich, aber gleich blieben die Gesetze, nach denen sie lebten. Nur William war nicht gleich oder ähnlich. Er war jemand ganz anderes und natürlich lebte er ganz woanders.

William Brassard war ein Grossvater, wie ihn sich jedes Enkelkind wünscht. Geduldiger, gelassener und weiser als alle anderen. Für Benjamins Mutter war er nie der Vater, den sie sich gewünscht hatte. In Doreens Augen waren schlechte Väter, die sich in überaus geduldige, verständnisvolle, aufmerksame und weise Grossväter verwandelten, einfach nur alte Männer, die alle Manneskraft verloren hatten, und mit ihr ihre Lebenslügen aufgeben mussten. Eines Tages, wenn sie Besiegte der Zeit sind, können sie es sich nicht länger leisten, egoistisch, herrisch, abwesend und lieblos zu sein. Sie können nichts und niemandem mehr nachjagen. Sie müssen ankommen.

Doreen wusste auch sehr genau, dass Benjamins Bewunderung und Liebe für William das einzige waren, was ihr Vater noch hatte. Sie wusste es, weil sie darin den Grund dafür sah, warum sich Benjamin in einen Jungen verwandelte, den seine eigene Umgebung auf einmal nichts mehr anging.

Nachdenken. Immerzu wollte er nachdenken. In seinem Zimmer. Drüben im Wald hinter ihrem Haus. In der Hängematte, gleich neben ihrem Vorgarten, wenn schon die Dämmerung einbrach. Überall sah und wusste sie ihn nachdenklich. Worüber musste ein Kind ständig nachdenken? Warum suchte er das Alleinsein?

Doreen bekam immer mehr Angst vor seinen Geburtstagen. Den Tagen, die seine Kindheit verkürzten, seinen Willen stärkten und seine Sehnsucht weckten nach einem Leben, das

er sich in seinem Zimmer, im Wald, auf den Bäumen und im Vorgarten erdacht hatte. Ein Leben ohne *sie*.

Allein zu sein, fiel Benjamin nicht schwer. Es entspannte und belebte ihn, wie es andere beunruhigte und lähmte. Auf viele Erwachsene schien das Alleinsein dieselbe Angst erregende Wirkung zu haben wie auf Kinder die Dunkelheit. Im Alleinsein, bemerkte Benjamin irgendwann, gehörte jede Regung, jeder Gedanke und jedes Gefühl ihm. Ihm allein. Keinem anderen. Er brauchte sich nicht zu tarnen, vor niemandem zu schützen und sich an niemanden zu verraten. Es war dann so, als könnte er alles aus sich heraus zaubern, was er wollte. Er war eine Schatzkiste. Wenn er nicht allein war, hing alles von den Stimmen und von der Stimmung anderer ab. Er fühlte sich frei, solange er mit sich und bei sich war. Mit anderen war er nicht unfrei, jedoch musste er sich das Gefühl, das ihm das Alleinsein gab, erkämpfen. Ja. So könnte man es sagen. So war das.

Er musste darum kämpfen, sich darauf konzentrieren, nicht zu denken, was andere sagen; nicht zu tun, was andere wollen; nicht zu fühlen, was andere ihn spüren lassen und nicht zu tragen, was andere ihm zu schleppen geben. Keine leere Kiste sein, in die jeder warf, was er werfen wollte, vielmehr eine Schatztruhe, die er selbst füllen konnte. Er wusste es damals bestimmt noch nicht, dass dieser Kampf ein Kampf der Einsamen ist. Der Kampf aller Menschen. Selten ausgefochten und häufig aufgegeben.

»Grossvater kommt! Er kommt!« rief Benjamin eines Samstagmorgens, ergriffen vom eigenen Jubel, der ihn wild tänzelnd und selbstvergessen durch das stille Haus trieb, mit einer Musik in den Ohren, die ausser ihm keiner hörte. Doreen sass mit ihrer Schwester Lesley auf der Veranda. Beide sprangen zur Haustür und blieben auf der Schwelle verduzt stehen. Benjamin tänzelte noch immer leichtfüssig vor sich hin. Dabei summte er eine Melodie, die sie nicht aus dem Radio kannten.

»Was treibst Du denn da? Was ist los?« fragte Doreen. Sie klang verärgert, liess sich aber vom Anblick ungehemmter Freude anstecken. Sie fühlte sich von der Melodie getragen, als kannte sie sie. Unfreiwillig wippte sie mit ihren Beinen mit. In diesen Augenblicken sah sie ihren Sohn, wie er einmal war, wie sie sich ihn wünschte, nicht wie sie ihn jetzt insgeheim brauchte. Die Musik im Raum verstummte. Benjamin konnte sie nicht mehr hören. Seine Melodie entschwand so plötzlich, dass er glaubte, auch seine Freude könnte sich verflüchtigen. Er versteifte sich und antwortete leise, als gäbe er etwas Verbotenes preis.

»Ein Brief von Grossvater... und... da hab ich mich gefreut.« Er senkte den Kopf.

»Na, was hat er denn geschrieben?« fragte seine Tante Lesley ungeduldig.

»Er kommt an Deinem Geburtstag, stimmt's?« fragte Doreen. »Und er nimmt Dich mit. Du verbringst den Sommer bei ihm.« Seine Mutter sprach es beinahe vorwurfslos aus. Benjamin blickte schuldig zu ihr auf. Seine Freude hatte sich mittlerweile in ein Geständnis verwandelt.

»Ausgerechnet jetzt!« rief Lesley. »Jetzt, wo Du und Carl...«

»Er soll dürfen, was er will und nicht müssen, was er nicht will«, unterbrach sie Doreen, was sie selten tat. Sie lächelte Benjamin an. Jenes starres, gewolltes Lächeln, das aus der dunklen Seite des Herzens kommt. An diesen Satz von ihr wollte er sich später erinnern, wann immer er an sie dachte. (*Dürfen, was man will – und nicht müssen, was man nicht will.*)

»Geh nur! Schreib ihm zurück. Ich ruf Dich zum Frühstück«, sagte Doreen.

Benjamin ging in sein Zimmer und vergrub sich in Williams Zeilen wie in eine Zuflucht. Er ahnte, dass sich das Geschehen im Haus bald wieder in ihn hinein drängen würde. In seine Welt, die so anders war, als die Welt, in der seine Familie lebte.

Doreen flüchtete sich in die Küche, gefolgt von ihrer Schwester Lesley, die zu einem typischen Hausfrauen-Gespräch ansetzte. Lesley sprach meistens über Tätigkeiten des Alltags. Über die anstehende Wäsche, Besorgungen, Einkäufe und Termine, neue und alte Kochrezepte, überfällige Reinigungs- und Gartenarbeiten. Über die Wunder der Kosmetik, über Kleider aus den Schaufenstern, die sie sich wünschte und nicht zuletzt über die endlosen Lasten, die Ehemänner und Kinder mit sich bringen.

Doreen überkam mit Lesley oft das geheime Bedürfnis, sich aufzulösen, ihren Körper zu verlassen und davon zu schweben. Irgendwohin, wo Möwen über rauschende Meereswellen ziehen und sich am Horizont in kleine fliegende Punkte verwandeln. Sie fühlte sich ungerecht mit diesem Drang, denn sie war jeden Tag mit denselben Dingen beschäftigt, die Lesley beschäftigten. Aber sie wollte nicht auch noch darüber reden, nicht ständig daran denken.

Lesley war übergewichtig und hatte sehr dünnes Haar, durch das man ihre Kopfhaut sehen konnte. Ihr Gesicht war immer stark geschminkt. In intensiven Farbtönen. Sie kleidete sich schrill und schien um einen vorteilhaften Schnitt ihrer Garderobe nicht bemüht zu sein. Die vielen Farben warfen sich jedem Betrachter dermassen aufdringlich in die Augen, dass es den Anschein erweckte, dass die Farben mehr gesehen werden sollten als alles, was dahinter lag. Mindestens ein Mal am Tag erwähnte sie ihr Äusseres, mal entwertend, mal überheblich. Sie wollte sich nicht eingestehen, dass sie vom äusseren Schein, von den Blicken anderer lebte,

weil ihre Blicke ständig auf andere gerichtet waren. Auf ihren Schein, ohne je herausfinden zu wollen, wer sie wirklich sind, ohne eine Ahnung davon, wer sie selbst wirklich war.

Lesley hatte eine genauso aufdringliche Art zu sprechen, die es Doreen unmöglich machte, ihr nicht zuzuhören. Wenn sie es nicht erwartete, schossen aus Lesleys Mund gleich mehrere Fragen auf einmal heraus. Sie schienen ohne Zusammenhang zu sein. Doreen war dann so mit ihren Antworten beschäftigt, dass sie von der eigentlichen Frage, die Lesley von Anfang an antrieb, völlig überrumpelt wurde.

»Weisst Du noch, was er damals zu Dir gesagt hat?« fragte Lesley. Ihre Stimme klang, als hätte sie diese Worte schon minutenlang wie einen Schuss aufs Ziel anvisiert.

»Wer?« fragte Doreen.

»Du sollst es wegmachen! *Das* hat er gesagt!« antwortete Lesley. »Und jetzt ist dieses *Es* das einzige, was er noch hat! Er will ihn Dir wegnehmen! Wieso lässt Du das zu?«

»Bitte hör auf! Ich will das jetzt nicht hören!« Doreen wusste, wie vergeblich sie das ausgesprochen hatte.

»Ach, *Du* willst das nicht hören? Und was ist mit mir? Mit meinen Kindern? Auch meine Kinder und die unseres Bruders feiern Geburtstag!« Lesley wurde mit jedem Satz lauter.

»Er hat drei Kinder. Uns! Und fünf Enkelkinder«, sagte sie und zählte sie mit den Fingern ab. »Aber der einzige, der Briefe von unserem Vater bekommt, den er wirklich sehen will, ist Dein Sohn! Und ich frage mich: Wieso? Wieso?«

Lesley trat jetzt ihrer Schwester derart nahe, dass nur noch ein Messer in ihrer Hand fehlte, das sie ihr an die Kehle setzen konnte, um ihrer Frage Nachdruck zu verleihen. Doreen erschrak und trat mehrere Schritte zurück. Bei Wortgefechten war sie ihrer Schwester machtlos ausgeliefert. Da war immer die Gefahr, dass Lesley ihre Worte so verstand, wie sie sie verstehen wollte.

»Lesley, ich weiss es nicht! Lass mich bitte!«

»Weisst Du es wirklich nicht?« Doreen zögerte. Flehend sah sie ihre Schwester an. In ihrem Zögern erfasste sie eine Angst, die ihre Seele in eine Ecke drängte, in der sie nur allein stehen konnte, stehen musste.

»Ich weiss... ich weiss nur, dass Benjamin ihn braucht... ihn besonders braucht.«

»Ja, ja... besonders«, erwiderte Lesley. »Bei Dir war schon immer alles *be-son-ders*.« Lesley übernahm das Frühstückmachen, während Doreen sich gedankenversunken an den Herd lehnte. Sie musste sich anlehnen. An irgendetwas, das schwerer war als sie.

»Wo ist Carl eigentlich heute? Es ist Wochenende!« sagte Lesley.

»Er ist drüben bei seinen Schwestern. Wahrscheinlich reden sie wieder über mich.« Hastig holte Doreen Butter und Marmelade aus dem Kühlschrank.

»Schön sein ist eben nicht alles, Doreen«, bemerkte Lesley trocken. »Dir ist immer alles zugefallen. Nun musst Du eben etwas tun. Für Dich und Carl, meine ich«, sagte sie streng. »Oder willst Du allein bleiben mit dem Kind? Denkst Du, Du findest was Besseres? Glaub mir, den Mann, den Du willst, gibt es nicht. Du musst nehmen, was Du kriegst!« Doreen nickte, wie man nickt, wenn man einem mächtigen Widersacher gegenübersteht. Jedenfalls jemandem, dem ihr Schicksal gleichgültig war. Sie hatte nicht so viele Fragen wie Lesley, die sie ihr entgegen schleudern konnte. Sie wusste ja schon alles, kannte Lesleys Antworten. Dinge, die man einfach weiss, sobald man jemanden nur ansieht und auf die Wahl seiner Worte achtet.

Lesley hatte Recht. Doreen war auffallend schön. Auch dann, wenn sie ganz natürlich war. Egal, was sie an hatte, sie fiel auf. Sie war sich dessen bewusst, verliess sich aber nie darauf. Doreen sah darin keinen Vorteil, um den sich Frauen wie Lesley, die sich hoffnungsvoll der Kosmetik und Mode unterwerfen, von der Natur betrogen fühlen. Von denen, die nicht schön sind, wird man gehasst, dachte sie. Von denen, die auch schön sind, wird man als Zierde, als Schmuck betrachtet. Bis der Glanz matter erscheint und sich jemand findet, der stärker glänzt. Für Doreen war das grausamer, als nicht schön zu sein.

Viele meinen, schöne Menschen könnten sich der Erfüllung all ihrer Träume sicher sein, weil sie schön sind. Wer schön ist, muss nicht kämpfen, kann gar nicht kämpfen, weil er nur schön, aber zu nichts fähig sein muss. Eine scheinbar gerechte Vorstellung. Eine dumme Vorstellung, die für dumme Leute mit dummen Träumen durchaus Wirklichkeit ist. Lesley lebte in einer solchen Wirklichkeit. Zu etwas Besonderem fähig war sie trotzdem nicht.

»Du siehst mitgenommen aus«, bemerkte Lesley. Sie verzog ihr Gesicht, um ihre Fürsorge zu zeigen. »Viel zu mager und kreidebleich bist Du! Wirkst zehn Jahre älter! Du brauchst ein bisschen Farbe!« Das hätten auch Carls Worte sein können, dachte Doreen. Seine und Lesleys Worte waren überzeugender als jeder Spiegel. Mager sei sie geworden. Ohne richtigen Busen. Älter. Anspruchsvoller.

Um Fleisch und Gewebe, geschrumpfte Brüste, um Einbuchtungen der Haut, darum ging es im Grunde. Um eine Lotterie der Gene. Es wäre komisch gewesen, läge darin nicht manchmal der Unterschied zwischen Zuneigung und Ablehnung, zwischen Wärme und Kälte. Wie oft jemand lacht, wie häufig seine ernsten Blicke sind, was ihn interessiert oder womit er nichts anzufangen weiss, das alles scheint belanglos im Vergleich zum Fleischanteil eines Menschen, besonders einer Frau.

Lesley sah nun freundlich und milde zu ihrer Schwester rüber, während sie den Tisch deckte. Sie wurde immer sanft und freundlich, wenn sie Doreen nachdenklich und schwach sah. In ihrer Freundlichkeit lag diese scheue Freude, die sie mit niemandem teilen konnte. Doreen spürte das und wusste, dass Lesley keinen Gedanken der Sorge an sie verschwenden würde. Sie dachte nicht über die Probleme ihrer Schwester nach, vielmehr suchte sie sie. Nachdenken entsprach ihr nicht. Sie wollte vorfinden.

»Soll ich jetzt für zwei oder für drei decken?« fragte Lesley.

»Für... zwei«, antwortete Doreen leise.

»Ach, lass Dich umarmen, Schwester!« Lesley breitete ihre Arme aus. Doreen trat gehemmt auf sie zu. Wie unter einem Zwang dachte sie an eine Ohrfeige, die sie sogleich empfinden würde.

Benjamin erschien jetzt hinter den beiden Frauen. Ruckartig löste sich Doreen aus der Umarmung und rieb sich beschämt ihre feuchten Augen. Sie wusste nicht warum, aber sie fühlte sich in diesem Augenblick wirklich hässlich. Hässlich auf eine Weise, wie die Schwachen, nicht die Hässlichen, sich sehen. Unsichtbar für die tiefen und zärtlichen Blicke, die sie auf sich spüren wollte. Blicke, die tiefer gingen als ihr Fleisch. Sie sah sich im Visier all jener Augen, die nur auf ihre ersten Falten wie auf einen Pfad all ihrer Entbehrungen gerichtet waren. Auf ihre Schwächen, neben denen ihre Stärken unscheinbar blieben. Ständig von solchen Augen gesehen zu werden, kann bedeuten, allein das zu fühlen, was diese Augen sehen.

»Mum, ich hab Hunger. Können wir jetzt frühstücken?« fragte Benjamin. Er starrte seine Tante an, als wäre sie ein Eindringling, nicht Teil seines täglichen Lebens, nicht vom selben Blut.

»Ist gut, ist gut, ich geh ja schon!« brummte Lesley. »Mich erwartet ja jede Menge Arbeit! Und meine Jungs haben bestimmt schon das ganze Haus auf den Kopf gestellt!« Sie tippte Benjamin mit dem Zeigefinger auf die Nase, was ihm nicht gefiel. Ein aufgesetztes Entzücken flog über ihr Gesicht und verschwand in ihren Mundwinkeln.

»Siehst Du, Doreen, diese Sorgen hast Du nicht! Du musst hinter niemandem aufräumen. So pflegeleicht ist er, als wäre er gar kein Kind! Schon seltsam, der Junge. Tja, er ist eben auch etwas... Besonderes.« Nach einem kurzen Blinzeln ging Lesley zur Tür hinaus. Weiterhin rätselnd, was es mit dieser *besonders* innigen Liebe zwischen William und Benjamin auf sich hatte. Je mehr sie überlegen musste, umso beharrlicher hielt sie für sich an einer

Antwort fest, die sie am meisten befriedigte. Eine Antwort, mit der sie sich am wohlsten fühlte. Es war einfach zu erraten, was Lesley dachte und fühlte. Das machte es Doreen so schwer, in ihrer Nähe zu wohnen, von ihren Gedanken und Gefühlen wie von Geiern umgeben zu sein.

»Alles okay, Mum?« fragte Benjamin.

»Alles in bester Ordnung, Ben! Jetzt lassen wir beide es uns schmecken! Hm?« Mutter und Sohn setzten sich an den gedeckten Tisch. Ohne Carl. Für einen Moment stellte sich Benjamin auf dem leeren Platz seinen Grossvater vor. Dann sah er seine Mutter an und stellte sich einen viel jüngeren Mann vor, der Williams Eigenschaften hatte. Irgendeinen Mann, der nicht Carl war.

»Du siehst sehr schön aus, Mum«, sagte der Junge plötzlich.

»Findest Du?« Benjamin nickte. Doreen sah den Jungen erstaunt an. Das hatte sie von ihm noch nie gehört. Das hatte sie lange Zeit von niemandem gehört und vergessen, dass es wahr ist. Da hatte sie einen Gedanken, der ihr gleichzeitig verzweifelt und wahr erschien. Wenn wir schwach sind, dachte sie, werden wir nur von den Starken gestützt. Von den noch Schwächeren werden wir getreten. Manchmal bis aufs Blut. Das ist ihre Art, stark zu sein.

Doreen wurde still, als wäre sie ganz allein im Zimmer. Es war eine mit dem Frieden verwandte Stille, die sie selten in Gesellschaft erlebte und die in ihrem Innern nie lange anhielt. Zuverlässig wie Tag und Nacht waren Doreens Gewissheiten und Hoffnungen, die sie immer wieder einholten. Hoffnungen, die so zerbrechlich waren, dass sie sie zu einer Wartenden machten, um ihre Verluste nicht zu mehren. Gewissheiten, die ihr das Leben verwünschten, das sie sich in Aussicht stellte. Wie riesige Schatten hingen sie dicht über ihr. Bleiern und schwarz, unentrinnbar nah. Ihr ganzes Gemüt mit bitteren Eingebungen verfinstern. Doreen war eine Wartende und Trauernde. Wartend auf die Liebe, die umsonst ist. Trauernd um die Liebe, die sie einst überschätzt hatte. Eine Gefangene zwischen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten. Als flöge sie sehnsüchtig mit den Möwen über die blau-grünen Tiefen der Meere hinweg, in denen sie jenen zweiten Himmel vermuten, für den sie keine Flügel haben.

Doreen verbrachte ihre Zeit am liebsten mit Benjamin. Jeder wusste das. Auch Carl, den das gleichermassen störte, wie es ihm gelegen kam. So gern Doreen mit Benjamin auch zusammen war, spürte sie doch seit geraumer Zeit diese unheimliche Veränderung in ihm. Die stille Nachdenklichkeit und das häufige Bedürfnis allein zu sein. Er war da, wenn sie ihn brauchte, aber da war noch eine unsichtbare Grenze, die er sie nicht überschreiten liess. Sie konnte gar

nicht wissen, wann *er* sie brauchte. Er war doch ihr Kind und sie seine Mutter. Als wäre er von einer geheimnisvollen, undurchdringlichen Aura umgeben, während alles um ihn herum kein Geheimnis mehr zu sein schien. Oft hatte sie das Gefühl (oder vielleicht sogar den unbewussten Wunsch), dass er längst wusste, was sie unbedingt aussprechen wollte, und vor allem, was sie verbergen wollte und vor ihm nicht verbergen konnte. Sowas gibt es, dachte sie, ohne es recht glauben zu können, doch vielleicht glauben zu wollen.

Es gibt Menschen, die hören auch das, was nicht gesagt wird und viele Menschen, die nicht einmal das hören, was man ihnen sagt. Dieselben Menschen behalten dafür ganz andere Dinge sehr genau im Gedächtnis. Die Kleidung, den Schmuck und die Frisur, das neue Auto, wo und wie teuer der letzte Urlaub war, wie die Möbel aussehen, wie viel der neue Teppich gekostet hat. Wohin solche Menschen auch sehen mögen, die Verpackung, die Form, die Zahl, die hinter allem steht, scheint äusserst wichtig zu sein. Um einiges wichtiger, als ihr Inhalt.

Und es gibt Kinder, die hören immer nur *Spielen, Fernsehen, Sonne, Geschenke, Kleider, Durst, Hunger, Schlafenszeit, Aufstehen, Schule, Hausaufgaben*. Manche Kinder hören aber auch von Dingen, über die sie noch nichts wissen können, wie *Sehnsucht, Enttäuschung, Hass, Traurigkeit, Wut, Heimlichkeiten, Probleme, Zittern, Weinen, Angst, Weggehen, Nie-Mehr-Wiederkommen*.

Bei diesen Kindern hat es grosse Konsequenzen, wenn man ihnen nicht sagt, was vor sich geht. Das ist dasselbe wie Lügen. Sie spüren dann das Verlogene, erkennen die Maskerade, verlieren das Vertrauen und legen sich selbst eine Maske zu. Kinder wie Benjamin. Kinder, die Schweigen und Verborgenes dringend in Sprache und Bilder verwandeln möchten, um alle diese Geheimnisse in ihrer Seele leichter tragen zu können.

Doreen glaubte manchmal, dass sie sich bei Benjamin Vieles einbildete, sich sogar herbeiwünschte, weil sie sich allein fühlte und Schuldgefühle darüber empfand, dass sie ihr Kind zum einzigen Verbündeten machte. In ihrer lieblosen Ehe mit Carl, in der ihr Kind der einzige Berührungspunkt war und doch wieder nicht. Inmitten einer bedrohlichen Kluft zweier Familien, als deren Marionette sie sich fühlte und von deren Fäden sie sich nicht loszureissen wagte. Ihr ganzes Leben schien ein einziger aufgedruckter Stempel geworden zu sein. Ein gestochenes Tattoo, tief mit ihrer Haut und ihrem Blut verwoben, das nichts Wahres über sie aussagte, und das sie nicht noch einmal gewählt hätte.

Sie war sich nicht sicher, auf welcher Seite William stand. Erst seit wenigen Jahren blieb er aus der Ferne stets präsent. Jahre, nachdem Benjamins Geburt die letzte grosse Enttäuschung für ihn war. Doreen und ihr ganzes Leben waren eine Enttäuschung für ihn.

Wenn er nach Woodsville kam, schien er ihr wie ausgewechselt. Doreen konnte sich weder darüber freuen, noch darüber ärgern. Sie duldete ihn Benjamin zuliebe, hielt sich aber von ihm fern. Was sie von ihm kannte, war stärker als das, was ihr neu an ihm war. Das Neue machte ihr neue Angst. Sie wusste nicht, ob es gut oder schlecht war, nur dass auch William sich verändert hatte. Aber war er das wirklich? War er verändert? Aus dem, der er für sie war, verwandelte er sich in jemanden, der er damals hätte sein sollen. War es lediglich das Alter, das ihm eine neue Haut aufzwang? Auch sowas gibt es, dachte Doreen, mit Blick auf Benjamin, der William in seinen Tag- und Nachträumen dankbar entgegenrannte.

Es gibt Menschen, die plötzlich alles richtig machen, was sie bisher immer falsch gemacht hatten. Die Frage ist, wollen sie es oder müssen sie es? Oder wie Lesley einfach fragen würde: Wieso? Vielleicht war das die Wahrheit, dass sich niemand vor Tränen verstecken kann. Nicht auf lange Sicht. Sie sind immer da. Hinter den Augen, die alles sehen. Lange bevor wir es fühlen wollen.

An diesem Tag, nach dem Frühstück, schrieb Benjamin seinem Grossvater zurück. Er schrieb lange Briefe, die entweder sein Vater oder seine Mutter abschickten. Sein Vater hätte nie einen seiner Briefe gelesen. Das wusste er. Er vergass höchstens, den Umschlag abzuschicken. Manchmal trug er ihn tagelang bei sich. Seine Mutter hätte alle Briefe lesen wollen, schaffte es aber nicht, sie zu öffnen. Benjamin nahm sich dennoch vor, seine Briefe in Zukunft selbst einzuwerfen. Auch William riet ihm dazu. Niemand durfte sie lesen. Nicht die Familie, keine Nachbarn oder Freunde.

»Das ist eine Welt, für die sie noch nicht geschaffen sind. Man muss sie erst gut darauf vorbereiten«, schrieb William als Begründung. Benjamin hätte sie alle gern in diese Welt geholt, sah aber ein, dass es (noch) unmöglich war. William lenkte ihn von seinem Wunsch ab, ein ganz gewöhnlicher Junge zu sein, ein unauffälliges Glied in ein und derselben Kette, in einer Reihe mit allen anderen zu gehen, auf ein und dasselbe Ziel zu.

»Das wäre feige und ein riesiger Verlust«, ermahnte ihn William. »Alle wollen Sternenfänger sein, aber nur wenige wollen Sternenwesen sein. Die Welt braucht Menschen, die wie von einem anderen Stern zu sein scheinen. Man kann nichts finden, was man nicht in einem selber gefunden hat.« Benjamin bekam grosse Angst, wenn William sowas schrieb. Er hatte Angst vor dem Wort „Stern“, schrieb es ihm aber nicht. Er fühlte sich zu klein und unbedeu-

tend für so etwas Grosses. Sterne sind doch so hoch oben und sie leuchten am riesigen, weiten Himmel. Keiner kommt an sie heran. Er war ganz unten, wo es nicht um Sterne geht.

»Du kannst wie alle anderen sein«, fügte William hinzu, wie wenn er wusste, was in Benjamin vorgeht. »Du kannst wie ein Chamäleon sein, wo Du es sein musst. Du kannst tun, was alle tun. Lernen, was alle lernen. Über all das reden, worüber alle reden. Aber glauben, darfst Du es nicht!« Benjamin verstand das schwierige Wort *Chamäleon* nicht. Auch das schien William zu wissen und er erklärte es ihm in seinem Brief.

»Das ist ein Reptil, ein kriechendes Tier, das sich überall in der Natur zurechtfinden kann. Es kann nach allen Seiten gleichzeitig blicken und seine Haut in vielen Farben verändern. Wenn es auf einem Stein sitzt, könnte man meinen, es sei ein Teil dieses Steins oder man meint, es gehöre zu einem Blatt oder einem Baum, zu jedem Teil der Natur, in dem es sich wiederfindet. Man muss gut hinsehen, um es als das zu erkennen, was es ist. Bei den Menschen ist das nicht anders, Ben. Aber nicht jeder Mensch weiss das.«

An den Osterfeiertagen, als William in Woodsville das letzte Mal zu Besuch war, machten sie lange Spaziergänge durch den Wald und am Hafen von Seattle entlang. An allen Orten, die Benjamin anzogen. Fröhlich, spätabends oder wenn es regnete. In Zeiten, wenn wenige Menschen dort waren.

William mochte Menschen eigentlich nicht, hielt sie für schrecklich unverlässlich und traute ihnen nicht über den Weg. Ihre Gunst, ihre Worte und Absichten sah er von ihrer Laune abhängig. Von der Macht, die sie gerade bewegt oder von der Ohnmacht, die sie befällt. Doch Williams Abneigung, mit der er sich quälte, war nicht der Hass, den er sich einredete. Der Hass war in Wirklichkeit eine tiefenttäuschte Liebe. Eine Liebe, für die er sich schämte. *Seine* Schande, die er den Menschen nicht verzeihen konnte. Sorgsam mied er jeden Ort, wo sie sich, wie er sagte, »gleich Ameisen in Kolonien ansammeln, um sich zu einem geballten, grossen Haufen zu verschmelzen, in dem alle dasselbe tun, um einfach bloss fleissig zu sein, ohne sich je zu fragen – *wofür* sie fleissig sind – und *wofür* sie fleissig sein *wollen*«. So sah er die Menschen. »Bedrohlich abgestumpft, nur dem Überlebenszweck verschrieben, mit ungenutzten Sinnen für das Wesentliche. Unfähig, eigenständig etwas Bedeutendes aus sich selbst herauszuholen, ohne sich zweckmässig an andere zu klammern. Hochbegabt, wenn es darum geht, Hoffnungen und Träume Einzelner zu zerstören, an die sie genauso wenig glauben wie an sich selbst.«

An seiner Lieblingsstelle im Wald sagte Benjamin damals zu seinem Grossvater:

»Sie wissen ja nicht, dass ich...«, dann hielt er inne, um es nicht auszusprechen. »Und... trotzdem sagen sie: *Du bist anders als normale Kinder*. Was würden sie sagen, wenn sie wüssten, dass ich... Dann muss es doch was Schlimmes sein? Nicht normal ist doch schlecht?«

Zu dieser Zeit stellte er fest, dass es ihm an den liebsten und schönsten Orten leichter fiel, über die unaussprechlichen Dinge zu reden. William überlegte eine Weile, bevor er antwortete. Benjamin wusste dann immer, dass er eine schwierige Frage gestellt hatte, auf die es keine einfache Antwort gibt, auf die es vielleicht nicht nur *eine* Antwort gibt.

»*Nicht normal* ist gut, Ben!« sagte William. »Das heisst, dass viele der gewöhnlichen Steine in Deiner Schatzkiste fehlen. Wer will denn schon den ganzen Tag bloss gewöhnliche Steine mit sich rumschleppen? Es geht aber vor allem darum, mit dem, was jemand in sich trägt, etwas Wertvolles zu machen.«

Benjamin dachte später oft und lange über diese Steine nach. Es war schwer, darüber nachzudenken. Noch schwieriger war, es zu ignorieren, zu verdrängen und unmöglich, zu vergessen. Er fühlte sich zwischen zwei Welten gefangen. Zwischen der normalen, gewöhnlichen Welt, in die er hineingeboren wurde, die er kannte – und einer anderen Welt, die sich irgendwie auch in *ihn* hineingeboren hatte, und in der er sich zurechtfinden musste. Jenseits der Menge. Jenseits des Gewohnten. Jenseits von Menschen, die diese Welt nicht verstehen würden. Und er wünschte es sich so sehr. Menschen, die verstehen, was er mit sich herum trug.

»Kennst Du *die Geschichte des Jungen vor der Pforte des Schicksals*?« hatte ihn William damals gefragt. Benjamins wachsende Pupillen deuteten auf ein Nein hin. Sie standen gerade am Pier und schauten den auslaufenden Schiffen zu. Es war bereits dunkel. Alle Lichter der Stadt, alle Sterne der Nacht konnten sich in ihren Augen spiegeln. Fast so, als schienen sie aus ihnen heraus. Wenn man es so sehen wollte. Die Lichter verwandelten etwas Gewöhnliches und manchmal auch Bedrohliches in etwas Zauberhaftes. In all das Romantische, Abenteuerliche und Schöne, was man mit der Nacht verbindet.

»Hör Dir die Geschichte an und vergiss sie nicht.« Williams Stimme veränderte sich. Sie klang übermenschlich, unfehlbar. Als spräche Gottes Stimme zu Benjamin, doch mit Worten, wie sie nur ein Mensch finden kann. Mit Worten des festen Glaubens. Auf nichts anderes gestützt, als auf die Stärke der Träume und die Schwäche des Träumers.

William erzählte sinngemäss Folgendes:

»Während sich die grosse goldene Pforte des Schicksals langsam schliesst, wartet der Junge auf seine Familie und Freunde, die den ungewöhnlich hohen Stufen mühsam hinaufklettern. Der Junge wundert sich darüber, dass er so viel schneller klettern konnte. Allein dort oben stehend bekommt er Angst, weil er um einiges kleiner und leichter ist, als die schwere, hell erleuchtete Pforte, die er vor sich sieht. Es überkommen ihn Zweifel, ob es richtig war, sich dort hoch zu schleppen, wohin niemand sonst gelangen will. Erwartungsvoll blickt er zurück auf die riesigen, weissen Stufen hinab, die aus dem Dunkeln emporragen. Er feuert seine Gefolgschaft an und winkt sie zu sich. Niemand von ihnen schafft es rechtzeitig die letzten Stufen hinauf. Die Pforte schliesst sich und der Junge muss wieder hinabsteigen. Zehn Jahre muss er warten, bis die Pforte sich erneut öffnet. – Wann immer sich also eine Pforte auftut, blicke nicht zurück, warte auf niemanden, der nicht wirklich mitkommen will. Meistens findest Du erst hinter der Pforte jene Gefährten, die für Dich und für Deinen Weg bestimmt sind.«

Benjamins Augen wanderten über Williams Gesicht, während er ihm zuhörte. Seine Haut war eine Landkarte geworden. Übersät von Pfaden aller Art. Sein Blick barg etwas, das man im Meer sieht, aber von oben nicht beschreiben kann. William war wie das Meer. Wie alle Menschen, mit denen er so unversöhnlich war. Wenn man ihn lange genug ansah und ihm ebenso lang zuhörte, spiegelte er das Innere nach aussen. Es kam nur darauf an, wer ihn ansah, wer ihm zuhörte und wer wonach suchte.

Doreen sah den alten William nicht mehr so lange an, hörte ihm nicht mehr so genau zu, wie zu der Zeit, als er noch jung war. Sie fand einfach, dass *sie* längst an der Reihe war, gesehen und gehört zu werden. Doch sie zeigte und sie sagte ihm nichts. Stattdessen übergab sie ihm Benjamin. Wortlos und widerwillig, aber mit einem klaren JA ihres Herzens, auf das sie so tat, als hätte sie es überhört.

Den längsten Brief schrieb Benjamin nun an jenem Samstag an William. Den letzten, den er nach Kanada schicken würde. Gerade rechtzeitig sollte er ankommen, noch bevor sein Grossvater ihn an seinem 13. Geburtstag abholen würde. Seinen Vater hatte er an diesem Wochenende nicht gesehen. Das machte aber nichts. Carl war auch dann nicht da, wenn er da war. Er benahm sich zuhause, als sässe er in einem Wartesaal. Mit Leuten, die ihn nichts angingen, aber mit denen er sich nun einmal zusammengefunden hatte. Sie störten ihn nicht und sie beschäftigten ihn nicht. Sie gehörten einfach zur *normalen* Kulisse im Leben eines erwachsenen Mannes.

Das war Benjamins Gefühl bei seinem Vater, und dass er keine Vorstellung davon hatte, keine echte, bewusste Vorstellung, dass auch andere Menschen ein Innenleben haben. Nur er – Carl – hatte ein Ich. Eine Realität. Alle anderen dienten nur dieser seiner Realität, die so erschreckend beschränkt war, dass er eine Schatzkiste nicht hätte bemerken können, weil sie ausserhalb seines Ichs existierte. Selbst mit einem Stern, der mitten in sein Leben gefallen wäre, hätte er auf Dauer nichts anfangen können, weil dieser Stern sein beschränktes Ich überfordert hätte. Benjamin war das genaue Gegenteil seines Vaters. Vielleicht war das die logische Antwort der Natur, dass der Sohn jene Wesensmerkmale im Übermass erfüllen sollte, die bei seinem Vater völlig fehlten. Benjamin glaubte sowas zu ahnen – und überforderte sich mit der selbstaufgelegten – unmöglichen – Aufgabe, alles wieder gut zu machen, was sein Vater kaputt machte.

Doreen ging an diesem Samstag auch mit Benjamin spazieren, Eis essen, schwimmen und ins Kino. Sie verbrachten ein schönes Wochenende, aber kein unbeschwertes. Doreen gab sich grösste Mühe, fröhlich und unternehmenslustig zu wirken. Die Leichtigkeit zufriedener Ehefrauen und Mütter wollte sie versprühen. Eine Leichtigkeit, die sich auf Kinder überträgt. Benjamin aber kannte ihr wahres Gewicht.

Am liebsten hätte sie sich mit einer Flasche Cognac im Dunkeln auf die Couch gesetzt, geraucht, getrunken, getrauert und geweint, während sie die übelsten Selbstgespräche führte. Bis ihre Augen rote Ränder und dunkle Ringe bekamen, bis ihr schlecht wurde, bis die Gründe ihres Zustands zu schwer wogen und bis zum nächsten Mal verdrängt bleiben würden. Das hätte sie am liebsten getan. Wie sie es immer häufiger tat, und wie sie Benjamin immer häufiger antraf. Auch in dieser Sonntagnacht. Auf der Couch. Im Wohnzimmer.

»Warum ziehen wir nicht weg? Nur wir beide?« fragte er. Im Pyjama setzte er sich neben sie und stellte ihr ein grosses Glas Wasser hin. Sie rührte es nicht an.

»Das kannst Du nicht verstehen, Ben. Das ist nicht so einfach«, antwortete sie.

»Warum nicht? Ist es so einfacher?« *Man sollte doch dürfen, was man will und nicht müssen, was man nicht will*, fiel ihm wieder ein.

Doreen schwieg lange und schämte sich, dass ihr eigenes Kind sie so sah. Das ist doch völlig verkehrt, dachte sie, aber sie kam gegen ihren Zustand nicht an. Sie sah auf einen toten Punkt, wie in ein Grab, das für ihre Sehnsucht bestimmt war. Ihre Hände wirkten unbeholfen, als gehörten sie ihr nicht mehr. Ihre natürliche Schönheit, die ganze Kraft ihres Wesens, jede ihrer Stärken wichen einer totalen Selbstaufgabe. Sie sah aus wie ein edles Geschenk, das zertrampelt wurde. Ein Geschenk, das seinen eigenen Wert nicht mehr kannte.

»Vor allem wegen Dir«, sagte sie schliesslich.

»Wegen mir?« Diese Antwort hatte Benjamin nicht erwartet. Jede Antwort, aber nicht diese.

»Wenn Du gross bist, wirst Du mich fragen, warum Du keinen Vater haben konntest. Du wirst andere beneiden, die eine richtige Familie haben. Jedes Kind braucht seinen Vater.«

»Ich nicht. Nicht so einen«, wehrte Benjamin ab. »Bist Du sicher, dass ich der Grund bin?«

»Vielleicht vertragst ihr Euch später ganz gut und hasst mich dann beide. Ich will nicht, dass Du mich hasst. Jeder, aber nicht Du.«

»Aber wärst Du denn nicht fröhlicher ohne ihn und seine Familie?« fragte Benjamin vorsichtig, die goldene Pforte vor Augen. Doreen liefen neue Tränen über die Wangen.

»Allein bin ich nicht stark, Ben. Es tut mir so leid. Ich glaube, ich bin zu schwach.« Sie wischt sich die Tränen aus dem Gesicht. Benjamin wusste, dass sie das nicht gesagt hätte, wenn sie nicht getrunken hätte.

»Allein kann man auch stark sein, Mum«, sagte er und legte einen Arm um sie. »Manchmal noch stärker. Ich bin doch auch allein.«

»Was?« Doreen schaute entsetzt vor sich hin. Auf den vollen Aschenbecher. Sie scheute den Blickkontakt mit ihrem eigenen Kind. Benjamin bereute, was er gesagt hatte. Er fühlte schneller, als er denken konnte. Das ist nicht gut, fand er. Daran musste er noch arbeiten. Starr blickte er auf den Boden, wo er sich ein Zeitloch vorstellte, in das er hinein springen könnte. Direkt in die Zukunft. In eine besser Zukunft. In der die Gefühle schön und stark, die Gedanken wahr und gut sein würden. Können Gefühle und Gedanken auch wachsen und blühen? Wie Pflanzen und Bäume? Wie Menschen? Benjamin sagte nichts mehr. Doreen auch nicht.

Am nächsten Morgen war die Cognac-Flasche nicht mehr da. Der volle Aschenbecher war leer und sauber, das Wohnzimmer gelüftet, aufgeräumt und gemütlich. Nichts deutete mehr darauf hin, dass jemand im Dunkeln gezittert, sich betrunken, Tränen vergossen und das Unausprechliche gesagt und verschwiegen hatte. Nichts. Nicht einmal Doreens Gesicht, das plötzlich strahlte. Auf einmal war sie verwandelt, passte in das Leben, das sie führte, passte wieder in die alte Haut, in die sie schlüpfte. Carl war wieder da. Alle Gründe, ihn zu verlassen, waren weg. Bis zum nächsten Mal.

»Sei nett zu Deinem Vater«, flüsterte Doreen Benjamin ins Ohr und gab ihm den morgendlichen Abschiedskuss. Carl sollte ihn diesmal mitnehmen und zur Schule fahren. Damit sie nett zueinander sein konnten.

»Heute Abend mache ich Dir Dein Lieblingsessen, Ben!« versprach sie. Nur ein sehr kaltes Herz wäre imstande gewesen, dieses Spiel nicht mitzuspielen. Benjamin wusste, dass er es nicht hatte, aber haben sollte: ein kaltes, klares Herz, das dieses Spiel stoppen könnte, damit die Herzen schlagen können, sich wieder erwärmen können, wo das Feuer echt ist. Was aber wusste Benjamin schon davon? Von Ehe und Liebe?

Liebe hat viel mit Vergebung zu tun, denkt er. Mit Reue. Egal, ob man schuldig oder schuldlos ist. Mit Hoffnung, auch wenn keine da ist. Mit Freundlichkeit, wo sie naiv erscheint. Das hat er in der Liebe schnell erkannt, weil sie viel mit Enttäuschung zu tun hat. Mit einer Stärke, die sehr nah an der Schwäche liegt. Das war das Unerträgliche für Benjamin. Die Liebe selbst ist zunächst eine offene Wunde, aus der dann eine hässliche oder aber eine schöne Narbe werden kann. Zu lieben bedeutet, zur selben Zeit mutig zu sein und sich schwach zu fühlen, sich zu ergeben und zu hoffen, dass dies nicht der Vorteil eines anderen wird. So erschien es ihm jedenfalls. Nicht gerade erstrebenswert. Vielleicht aber ist Liebe etwas ganz anderes? Und er würde es später herausfinden, wenn er neue Zustände kennenlernt, in denen er nicht das Bedürfnis haben wird, allein zu sein.

Lesley erschien in diesem Moment an der Türschwelle. Sie wollte Benjamin ein Stück Kuchen mitgeben, sagte sie. Dass sie die aktuelle Stimmung im Haus erkunden wollte, sagte sie nicht. Benjamins Gesicht war nicht freundlich, als er den Kuchen entgegennahm. Ihm schmeckten ihre Kuchen nicht. Vielleicht nur, weil sie von ihr waren.

»Vertragen sie sich wieder?« flüsterte ihm Lesley ins Ohr. »Achte drauf, dass das so bleibt! Halte mich auf dem Laufenden! Ich zähl auf Dich!« Benjamin schwieg. Er drückte den eingewickelten Kuchen widerwillig in den Schulranzen. Dann holte er seinen an William adressierten Brief heraus. Zögernd hielt er ihn in der Hand. Er hatte immer das Gefühl, dass seine Briefe unvollständig waren. Plötzlich steckte er ihn rasch in die Hosentasche, als er Lesleys fragenden Blick auf sich spürte.

»Zur Post schaffen wir es nicht«, sagte Carl. Benjamin war nicht überrascht, nicht mal mehr enttäuscht. Er wusste längst, warum die Zeit für seinen Vater stets so knapp war. Carl war wie immer in Eile. Er packte hastig seine Aktentasche und rollte Entwürfe zusammen. In Seattle war er ein angesehener Architekt. So lernte er Doreen kennen, die ihren Beruf als Innenarchitektin aufgab, um wie ihre Schwester und ihre Schwägerinnen Hausfrau zu sein. Carl

hielt das für vernünftig und vor allem praktisch. Seinen Beruf liebte er nicht so sehr wie den Luxus und die Anerkennung, die er ihm bot. Doch er redete sich gern ein, in seiner Arbeit aufzugehen, weil er mit Frau und Kind nichts anzufangen wusste. Sie gehörten zum Erfolg eines Mannes, jedoch gab es für sie keine Bedienungsanleitung. Er wollte nicht in der Stadt leben. In der Stadt fallen erfolgreiche Männer nicht mehr so auf. In Woodsville gab es nicht viele von ihnen. Nicht viele, denen womöglich Doreen hätte auffallen können. Für Carl war seine Frau ein wichtiger Bestandteil seines Ansehens. Eine Trophäe, ein Schmuckstück, wie es viele Frauen für Männer wie Carl sind. Mit Schmuck lebt man nicht. Man zeigt ihn. Man besitzt ihn.

Die Familie, ihre und seine, war zu nah, zu allgegenwärtig, als dass Doreen von anderen hätte umworben werden können. Jedenfalls von keinem Mann, der den Mut dafür aufbrachte.

»Hör mal Ben, ich fahre heute ohnehin zur Post, wenn ich einkaufen gehe. Gib mir doch Deinen Brief mit!« schlug Lesley vor. Benjamin drückte seine Finger fest gegen den Umschlag in seiner Hosentasche. Er schüttelte heftig den Kopf, was ihm nicht bewusst war.

»Schatz, nun gib ihr schon den Brief! Sie will doch nur nett sein! Sogar einen Kuchen hast Du bekommen!« sagte Doreen in ihrer neuen heilen Welt.

»Wir sind spät dran, Junge! Lass den Brief da!« Carl war gereizt. Wenn er gereizt war, sprach er laut und knapp. Wie ein Soldat, der das Kommando hat.

»Ich kann ihn selbst einwerfen!« wandte Benjamin ein.

»Nun sei doch nicht so! Sie meint es doch nur gut!« beschwichtigte Doreen erneut. Benjamin aber fühlte sehr deutlich, wie gut es Lesley mit jedem von ihnen meinte. Gefühle zählen aber nicht als Beweis.

»Schluss jetzt! Gehen wir!« Carl zog Benjamins Hand aus der Hosentasche. Grob ent-riss er ihm den Brief aus den verkrampften Fingern und drückte ihn Lesley in die Hand. Carl hastete zum Auto. Doreen folgte ihm mit seinen Entwürfen, die er mitnehmen sollte. Sie stritten auf dem Weg darüber, wie man mit seinem Kind umgeht. Benjamin und Lesley standen noch allein an der Türschwelle. Er wollte nicht mit seinem Vater mit und die heile Welt mit-spielen.

»Was machst Du auch für einen Aufstand? Jetzt streiten Deine Eltern wieder! Alles nur wegen Dir!« rief sie aus. »Ist doch kein Geheimnis, wem Du immerzu schreibst! Tust ja so, als gingen Deine Briefe an den Papst!« Sie verdrehte die Augen. »Ich finde auch, Du solltest den Sommer zuhause verbringen und nicht bei ihm. Er ist ein alter, einsamer Kauz. Hier hast Du Kinder zum Spielen. Und Deine Eltern brauchen Dich! Was willst Du mit ihm?« Sie drehte den Brief in ihrer Hand, als gehörte er in den Müll.

Benjamin schwieg eisern, wie man bei Worten schweigt, die man schlucken muss und nicht erwidern kann. Lesley strich ihm die Strähnen aus der Stirn. Von weitem sah sie wie eine liebe Tante aus, die vor ihrem trotzigem Neffen stand. Fast zärtlich erschien sie, den Brief nun demonstrativ an ihren Bauch gedrückt. Sie war im Vorteil. Der Brief und Benjamin, beide waren in ihrer Hand.

»Schämst Du Dich nicht? Deine Eltern haben weiss Gott genug Probleme! Du solltest ihnen lieber keine Sorgen bereiten und ein gutes Kind sein, hörst Du?« Was sie sagte und wie sie klang, passte nicht zusammen. Sie klang wie jemand, der es gut meinte, aber was anderes sagte.

»Ich *bin* ein gutes Kind«, sagte er, aber seine Stimme klang nicht so sicher, nicht so glaubwürdig wie ihre, da er viel zu sehr überlegte, ob das, was er gesagt hatte, *die* Wahrheit oder *seine* Wahrheit war. Er klang wie Doreen. Wie jemand, der im Dunkeln zweifelt, obwohl er es besser weiss.

Doreen war wieder da, um ins Haus zurück zu gehen. Carl rief aus dem Auto nach ihm. Benjamin rannte los und stieg hinten ein, um eine Tür in sich zu finden, hinter der er allein sein konnte.

Sein Vater sprach wie immer kein Wort mit ihm. Benjamin sah aus dem Fenster, ehe ihn Carl vor der Schule absetzte. Die Welt sieht meistens viel friedlicher, viel schöner aus, wenn man nur vorbeifährt. Darum sind Menschen so gern unterwegs. Man kann sich dann Dinge vorstellen, die besser sind als die Dinge, die man weiss. Zum Beispiel, dass Lesley den Brief einfach bei der Post einwerfen würde. Benjamin aber sah den geöffneten Brief genau vor sich. Vielleicht würde er Glück haben und seine Tante wird gar nicht verstehen, worum es geht, was *sein Geheimnis* eigentlich ist. Lesley benutzte oft das Wort *Geheimnis*, dabei war alles, worüber sie sprach oder woran sie dachte, gar kein Geheimnis. Wenn sie dann wirklich eins zu hören bekommen hätte, wäre sie überfordert gewesen. Sogar enttäuscht, weil sie selbst keins hatte, kein Geheimnis war.

Nach der Schule wollte Benjamin nicht nach Hause. Alles in ihm sträubte sich dagegen. Er streifte langsam durch die bewaldete Gegend, suchte Umwege, die aus seinem Heimweg einen Ausflug machten. Jeden Moment konnte ihn ein aufmerksamer Bürger fragen, ob er sich verlaufen habe. Das tat aber niemand. Er kam der Weggabelung immer näher, die zum Haus seiner Eltern führte. Noch immer wollte er nicht ankommen, nicht nach Hause. Nach Hause zu Carl, der sich wie ein Fremder benahm, wie ein unverschämter Gast, der nicht gehen und

nicht bleiben wollte. Nach Hause zu Doreen, die er nicht davon überzeugen konnte, dass sie bei den falschen Menschen suchte, was sie verdient hätte. Nicht nach Hause zur Familie. Zu den Blutsverwandten und Angeheirateten, doch keiner, der ein Seelenverwandter hätte sein können.

Wie findet man ihn und woher weiss man, dass man ihn gefunden hat? Gibt es sowas wie eine „Seelenfamilie“, die mit Blut nichts zu tun hat? Das hatte er William in einem seiner Briefe mal gefragt. William antwortete: »Aber ja! Du erkennst Seelenverwandte durch ein bestimmtes Gefühl, das man Instinkt oder Intuition nennt. Ein Gefühl, mit jemandem tief verbunden zu sein. Dabei geht es nicht darum, wie lange man jemanden kennt, sondern wie tief dieses Gefühl geht, das irgendwie das Wichtigste über diesen Menschen zu wissen scheint. Das kann dann eine enge Freundschaft werden oder die ganz grosse Liebe. Der Mensch scheint neu in Deinem Leben zu sein, aber nicht das vertraute und wissende Gefühl, das Du mit ihm hast. Ein Gefühl von *zu Hause sein*. Verstehst Du?«

Benjamin verstand das sehr gut. William war viele Meilen von ihm entfernt. Jahrzehnte lagen zwischen ihnen. Ihre Nähe bestand lediglich aus Briefen und aus Augenblicken, Minuten und Stunden, die aber schon genügten, um allen Tagen und Nächten eine Bedeutung zu geben. Das Besondere zwischen ihnen war nicht die Beziehung zwischen Grossvater und Enkel. Das Besondere war: Sie fühlten sich verwandt. Über ihre Verwandtschaft hinaus. Und: William hatte keine Angst vor Benjamins Geheimnis. Im Gegenteil. Er freute sich darüber – und er schien sich dadurch noch leichter mit seinem Enkel zu fühlen.

Benjamin musste jetzt nach Hause kommen. Es war schon spät. Er war zwei (!) Stunden zu spät. »Die goldenen Pforten sind immer da, wo die Angst am grössten ist«, hatte William ihm damals auch geschrieben. Er lief aus dem Wald, überquerte die grüne Wiese hinter ihrem Haus, in dem bereits die Lichter brannten. Sie warfen Schatten an die Decke. Von Möbeln und Menschen. Je näher er der Hauswand kam, desto stärker hörte er die Stimmen. Seine Eltern stritten. Genau genommen war es Carl, der sich stritt. Er klang unnatürlich, als hätte er sich in eine unberechenbare Kreatur verwandelt. Mit einem wilden Tier verwandt, das sich in ein schwächeres verbissen hatte, nicht von ihm abliess, bis er es erlegen könnte.

Benjamin bekam Angst und rannte ins Haus. Seine Eltern waren allein. Nicht einmal Lesley war da. (Sie kam für gewöhnlich erst am nächsten Morgen, um sich Sorgen über gestern zu machen.) Carl und Doreen bemerkten ihren Sohn noch nicht. Ein Vorhang war zerrissen. Glasscherben blitzten vom Boden auf. Es roch nach Alkohol und Zigaretten. Doreen sass zitternd auf dem Sofa und weinte. Carl baute sich vor ihr auf und fuchtelte wild mit den Ar-

men. Die Worte zischten nur so aus seinem Mund. Grosszügig. Im Überfluss. Dreckig und gewalttätig waren sie, dass sie schon aus seiner Stimme eine Bedrohung, eine Waffe machten. Als er Benjamin erblickte, nahm er die Pose eines Generals an. Er wurde ruhig. Bedrohlich ruhig. Mit auf dem Rücken verschränkten Armen trat er auf Benjamin zu. Seinen Kopf hielt er höher, um noch grösser, noch überlegener zu wirken.

»Du kommst mir gerade recht! Komm her! Herkommen, hab ich gesagt! Na, wird's bald!« Er schrie es laut durch die Zähne hindurch. Doreen sprang auf und wies auf die Glascherben, die am Boden lagen.

»Lass das Kind in Frieden! Das geht nur uns beide was an!« schrie sie. Carl ignorierte sie und ging auf seinen Sohn zu.

»Sag DU es mir jetzt! Sag mir, dass Deine Mutter es hier nicht mehr aushält! Dass sie von mir weg soll!«

»Ja, sie muss weg von Dir«, erwiderte Benjamin. »Mit Dir ist sie nur traurig. Sie muss hier raus. Und ich auch.« Carls Augen wurden immer grösser, seine Lippen immer schmäler.

»Halt den Mund!« schrie er jetzt, ohne dass Benjamin noch etwas gesagt hätte. »Halt ja Deinen Mund! ICH bestimme hier – nicht Du!«

Doreen versuchte, Carl von Benjamin wegzustossen, während er so tat, als spürte er ihre Hände nicht, als wären sie zu schwach. Er fühlte sich unbezwingbar, und doch war er das schwächste Wesen im Raum. Diese Realität aber sah er nicht.

»Tante Lesley hat Dir den Brief gezeigt«, sagte Benjamin plötzlich.

»Lesley?« fragte Doreen. Sie blickte zwischen den beiden hin und her, doch keiner sagte noch etwas.

»Was ist mit dem Brief?« fragte sie erneut.

»Verflucht sei die, die sowas wie Dich geboren hat!« stiess Carl hasserfüllt hervor. Sein Blick traf Benjamin, dann Doreen.

»Gib mir den Brief! Los, gib ihn mir! Hörst Du nicht?« forderte Doreen ihn auf. Sie klang jetzt wie Carl.

»Tante Lesley hat ihn abgeschickt, damit niemand merkt, dass sie ihn gelesen haben«, erklärte Benjamin. Carl blickte stumm um sich und fasste sich in die Haare.

»Woher weisst Du das?« fragte Doreen. »Was ist denn hier los?« Carl lachte auf. Ein irres, gequältes Lachen.

»Tja, weisst Du, Doreen, Dein Sohn weiss alles!« begann er. »Er weiss angeblich, was wir denken... fühlen... woran wir uns erinnern. Er kann in uns hineinsehen. Er weiss natür-

lich auch, dass Du gehen willst! Der verrückte William scheint das jedenfalls zu glauben. Energie lesen und solchen Schwachsinn. Lesley glaubt etwas ganz anderes!«

Doreen sah jetzt Benjamin an. Carl redete weiter wirres Zeug, das ursprünglich aus Lesleys Mund kam. Aber auf einmal kümmerte es Doreen nicht. Sie hörte nicht hin und hätte auch nichts verstanden, wenn sie zugehört hätte. Sie war an einem bestimmten Punkt angekommen. War das der Punkt, wenn Leute sagen: *Ich kann nicht mehr. Ich liebe Dich nicht mehr.* Oder hiess es vielmehr: *Wir hatten uns wie Tiere ineinander verbissen. Jetzt lasse ich ab von Dir.* Er hätte immer nur sie gewollt und kein Kind. Das hatte er oft zu ihr gesagt. Aber wie konnte er ihr gemeinsames Fleisch und Blut nicht lieben, jetzt sogar fürchten? Vielleicht war es bei Doreen dieses Gefühl, dieser Punkt, der eine neue Pforte öffnete.

»Sag mir Ben, kannst Du das wirklich? Wenn es so ist, dann musst Du es mir sagen. Du musst mit mir darüber reden!« Sie setzte sich mit ihm auf die Couch und fuhr ihm mit den Händen über den Kopf. Sie glaubte es nicht, aber selbst wenn es nur Fantasien sein sollten, war es nicht weniger bedenklich. Carl ergriff seine Jacke und suchte seinen Autoschlüssel.

»Wo willst Du jetzt hin? Gerade jetzt?« rief Doreen.

»Dein Sohn wird es Dir bestimmt sagen können! Dein Klugscheisser weiss doch alles!« Benjamin schüttelte den Kopf, als Doreen ihn fragend ansah.

»Jetzt bin ich aber gespannt!« rief Carl herausfordernd, als er die Tür aufgerissen hatte, um zu gehen. Benjamin zögerte.

»Er geht nicht immer zur Arbeit, wenn er arbeiten geht. Dort geht es ihm nicht gut. Er denkt viel an Geld, das nie genug ist«, sagte er. »Er ist viel wütend und ganz woanders, wenn er zuhause ist. Und...und wenn es ihm schlecht geht, wie jetzt, dann geht er irgendwohin, wo viele Lichter sind, und wo Frauen so tun, als würden sie ihn gern haben. Das ist sehr teuer.«

Benjamin sagte nicht alles. Er verstummte, als er sah, wie Doreen den Kopf zur Seite drehte und ihre Augen fest zusammenkniff. Carl errötete, trat aus dem Haus und donnerte die Tür zu. Die Vorhänge flatterten. Er war weg. Es wurde still. Das war eine Premiere. Bis zu diesem Abend hatte er von niemandem abgelassen, und wenn es die ganze Nacht dauerte, bis Doreen nur noch Frieden, nur noch Stille wollte und keine Kritik mehr äusserte.

Doreen und Benjamin setzten sich an den Esstisch. Sie machte ihnen beiden eine heisse Schokolade. Sie trank so etwas nie. Aber in diesem Augenblick tat es ihnen beiden gut, die heisse Tasse nur schon zu umfassen und den süssen Duft wahrzunehmen. Als würde er ihnen sagen: *Es gibt sie, die Freude. Es gibt ihn, den guten Zustand.*

Da klopfte es an der Tür. Lesley. Zuverlässig wie der Applaus nach jeder noch so schlechten Bühnenvorstellung. Doreen lief schnell an die Tür. Sie sah Lesleys Umrisse durch die Glasspalten und drehte den Schlüssel, den sie stecken liess. »Nein!« rief Doreen und setzte sich wieder an den Esstisch. Eine Weile klopfte Lesley noch und gab auf.

»Was denkst Du gerade? Was fühlst Du?« fragte sie Benjamin.

»Ich wünsche mir, Du weisst es schon und ich muss nichts sagen. Vielleicht können das irgendwann alle«, antwortete er.

»Das wünsche ich mir auch.« Doreen lächelte. Sie war traurig, aber ihre Augen leuchteten auch. So als hätte sie nicht länger in ein Grab gesehen, sondern zu den Sternen hinauf. William hatte dieses Leuchten damals am Pier. Deshalb begann Benjamin zunächst von William zu erzählen.

»Dein Grossvater war nicht immer so«, unterbrach ihn Doreen.

»Ich weiss«, erwiderte er. »Er weiss das auch. Man kann aber gut werden, wenn man das weiss!« erklärte Benjamin.

»Wieso denkt mein Vater nicht so wie Grossvater? Jetzt! Nicht erst, wenn er alt ist. Er versteht gar nichts, sieht nicht, was wirklich passiert, schaut nie zurück und nie nach vorn. Wieso tut er solche bösen Sachen? Wieso interessieren wir ihn nicht?« Er wischte sich die Tränen aus dem Gesicht.

»Und...und warum wollen uns alle hier lieber traurig sehen als fröhlich? Sie sind doch selber traurig und wollen auch lieber fröhlich sein! Niemand ist so, wie er denkt und... nicht so, wie er fühlt. Warum ist das so?«

»Ich weiss es nicht«, sagte Doreen. »Erzähl mir von dem Brief. Was stand drin? Vergessen wir jetzt die anderen. Erzähl mir einfach alles.« Doreen war nicht furchtlos, als sie das sagte, aber sie fühlte sich endlich wieder stark genug, um zu hören, wovor sie sich fürchtete.

»Es hat nach meinem 11. Geburtstag angefangen«, sagte Benjamin. »Zuerst dachte ich, dass ich das alles selber denke, dass ich vielleicht schlecht bin. Aber viel verstand ich gar nicht und merkte dann, dass es von anderen kommt. Am Anfang war es nicht immer. Nur wenn jemand gerade sehr böse oder sehr traurig war. Wenn ich dann allein war, konnte ich es besser verstehen. Es war schwer, weil ich ja auch selber über Sachen nachdenke, selber was fühle. Ich weiss nicht jeden Gedanken. Mehr so den Sinn. Den Zustand von jemandem. Es ist nicht immer gleich. Da waren einfach plötzlich so viele Leute, die auch irgendwie in mir waren. So als wären sie *ich* und ich bin auch *sie*. Ich wusste dann nie, was *ich* denke und fühle – und was die anderen. Jetzt weiss ich das immer besser.«

Doreen machte ein sehr besorgtes Gesicht. *Ist das wirklich möglich?* dachte sie. Sie starrte in die Tasse, bemüht darum, gar nichts zu denken, kratzte sie am Henkel. Nichts zu denken, nichts zu fühlen, war schwer, stellte sie überrascht fest.

»Du bist jetzt enttäuscht, weil Grossvater das weiss und nicht Du«, bemerkte Benjamin. Mehr um sie zu überzeugen, als um das zu sagen. Sie blickte auf und versuchte möglichst freundlich zu wirken.

»Ich wünschte, Ihr hättet beide mit mir gesprochen«, antwortete sie. »Was ist mit Erinnerungen?« fragte sie. Das beunruhigte sie am meisten. Sie konzentrierte sich ganz fest auf die Tasse und zählte die Bläschen, die auf der Oberfläche schwammen.

»So hat Grossvater es gemerkt.«

»Er hat es selber gemerkt? Wie denn?«

»Es war zufällig. Weissst Du noch vorletzten Winter, als ich am Wochenende bei Grossvater in Kanada war? Da haben Opa und ich Schnee geschaufelt und zwei Schneemänner gebaut. Einer war ich, der andere Grossvater.« Doreen lächelte.

»Da hat mir Grossvater erzählt, dass er auch mit Dir zwei Schneemänner gebaut hatte. Tante Lesley und Onkel Nathan waren noch zu klein. Es war Weihnachten und Du hast eine Schallplatte bekommen. Das Lied kanntest Du aus dem Radio, und Du hast es sehr gemocht und immer gesungen. Ihr habt es beide die ganze Zeit gesungen im Schnee.«

Doreen fiel alles wieder ein und sie fing an zu singen:

»If these trees could walk / like humans do / if they could talk / like me and you / in their roots they would stay / in this silent place forever / thankful for each day / just being together.«

»Das hast Du letzten Samstag gesummt, nicht wahr?!« fragte sie. »William konnte nie gut singen, aber er sang trotzdem mit, obwohl er sich den Text nie merken konnte«, erinnerte sie sich.

»Genau! Als er mir das Lied vorsingen wollte und es nicht richtig konnte, sang ich einfach drauflos, weil ich es hören konnte, so wie er es früher gehört hatte, genauso wie ihr beide es gesungen habt. Das war schön.«

»Das ist ja unglaublich!« Doreen erhob sich vom Stuhl, um ein paar Schritte im Zimmer zu gehen.

»Grossvater denkt viel über früher nach«, sprach Benjamin schnell weiter. »Da haben wir drüber gesprochen und ich hab ihm gesagt, dass ich viele Erinnerungen, die er hat, irgendwie auch *erleben* kann. Dass ich auch mit anderen diese vielen Gedanken habe, die sie

selber denken und mich oft traurig fühle, weil ich auch nichts dagegen machen kann. Ich meine, ich kann nichts schöner machen, kann nicht helfen, dass die Gefühle schöner werden.«
Doreen sah Benjamin ratlos an. Wie reagiert man auf sowas? Sie ging auf ihn zu, küsste ihn und umarmte ihn fest.

»Das ist auch nicht Deine Aufgabe«, sagte sie. »Jeder muss seine Gedanken und Gefühle selbst schöner machen. Wir müssen Dir aber helfen, damit umzugehen.«

»Das könnt Ihr gar nicht! Ich muss das selber lernen.«

»Das kannst Du nicht allein!« warf Doreen ein. »Sowas ist eine grosse Sache, Ben. Nicht mal Erwachsene, die ähnliche Fähigkeiten haben, schaffen das allein.«

»Das hat Grossvater auch gesagt. Darum hat er nach Leuten gesucht, die auch solche Geheimnisse haben. Er will mich diesen Leuten vorstellen, wenn ich zu ihm komme. Sie sollen mir helfen, das Geheimnis zu lernen. Ich kann dann vielleicht später damit Leuten helfen.«

»Was sind das für Leute?« fragte Doreen. »Und überhaupt... wieso bespricht er das nicht mit mir? Du bist mein Kind, nicht seins!«

»Grossvater wollte das auch. Jetzt an meinem Geburtstag. Er wollte Dich fragen, dass Du mitkommst. Aber er wollte zuerst allein mit Dir reden. Du redest ja nicht gern mit ihm.« Benjamin hielt inne und überlegte, ob er fortfahren sollte. Er wartete Doreens Zustand ab.

»Er wollte Dir alles erzählen, wenn Du zu ihm nach Kanada kommst. Hier bist Du ein anderer Mensch, sagt er. Ganz fremd. Nicht so wie Du wirklich bist.«

»Ein anderer Mensch? Fremd? Hat er das so gesagt?« Doreen wurde wütend. Sie wollte ausholen und sagen, wer William ist, wer *er* in ihren Augen war, aber sie liess es sein. Benjamin wusste es ohnehin schon. Die Vergangenheit zu bekämpfen, machte keinen Sinn mehr. Was sie noch haben, ist das Jetzt und die Zukunft.

»Grossvater sagt, es tut ihm leid, dass er Euch verlassen hat, als Du ein Kind warst, und einfach nie wieder etwas von sich hören liess, und dass Du jemanden wie Dad geheiratet hast.«

»Und jetzt will er Dich mir wegnehmen?« Doreen gibt sich Mühe, nicht zu weinen.

»Nein, Mum! Er will uns helfen, aber Du musst ihm vertrauen.« Benjamin senkte den Kopf.

»Und was ist mit Lesley und Nathan? Mit seinen anderen Enkelkindern?«

»Sie sind nicht auf demselben Weg, sagt er. Sie brauchen ihn nicht so wie Du. Darum bist Du die einzige, die mit ihm nicht redet, obwohl Du ihn brauchst. Du willst nicht, weil Du Angst hast, ihn wieder zu verlieren. Du lässt ihn lieber ganz gehen.«

Doreen musste jetzt weinen. Sie umarmte Benjamin und hielt ihn lange fest, dass er kaum noch Luft kriegte, aber er sagte nichts, weil er fühlte, dass Doreen nun leichter atmen konnte. Er dachte daran, wie er sich immer wieder vorgestellt hatte, in Doreens Innenleben einzugreifen, irgendwie zu bewirken, dass sie sich anders fühlte, als die Umstände es zuließen. Es sollte doch möglich sein, dass Menschen, die innerlich getreten werden, nicht liegen bleiben, sondern sich erheben, also innerlich das Gegenteil von dem tun, was man für gewöhnlich in so einer Situation erwarten würde. Vielleicht ist das auch ein Geheimnis, das noch entdeckt und verstanden werden muss.

Doreen nahm in dieser Nacht alles Bargeld, das sie finden konnte und packte ein paar Sachen zusammen. Nur das Allernötigste. Zum ersten Mal sah sie wirklich, wie viele Sachen, Möbel und Gegenstände sie im Haus hatten. So Vieles, das jetzt unbrauchbar, unbedeutend war. Stets hatte sie darauf geachtet, alles sauber und ordentlich zu halten, weil nichts in Ordnung war. Sie sprach kein Wort, während sie durch die Zimmer lief, lächelte aber Benjamin immer wieder zu. Er half ihr beim Packen. In einer Stille, die friedlich war, nicht leer. Doreen schrieb keine Nachricht. Ihre Entscheidung war die Botschaft.

Sie verliessen das Haus, so wie es war. Mit den Scherben, den umgeworfenen Gegenständen, dem zerrissenen Vorhang und dem unerfüllten Leben. Erst als Doreen das alles zurückgelassen hatte, fragte sie sich, wie sie in dieser erstickenden Schwere so lange zusammen leben konnten.

Sie fuhren mit dem Taxi nach Seattle. Beim Portview Hospital sah Doreen zum gegenüberliegenden Fenster hinaus, um nicht an Margareth, an ihre verstorbene Mutter zu denken, nicht an Vergangenes, das gegenwärtig blieb und doch schmerzlich verloren war. Als sie am erleuchteten Hafen vorbeifuhren, erzählte Benjamin von William, wie sie am Pier standen und er seiner Geschichte von der goldenen Pforte zuhörte.

Doreen sprach nicht viel. Sie war aufgeregt. Nie hätte sie sich träumen lassen, dass sie den vermeintlich sicheren Boden verlassen würde. Ohne zu zögern, ohne zurück zu sehen. Ohne Zweifel oder Reue. Stark und entschlossen zu sein.

In einem Hotel übernachteten sie. Am nächsten Vormittag schon saßen sie im Flieger nach Ontario. William hatte noch keine Ahnung. Auch Doreen wusste noch nicht, was sie in Kanada erwartete, was sie dort sein und tun könnte. Sie wusste nichts von dem Haus, das bereits seit ein paar Jahren auf sie und Benjamin wartete. An einem Steg, unter dem blau-grünes Seewasser rauschte. Kein neues, fertiges Haus. Eins, das sie gestalten konnte. Mit ihren Far-

ben. Mit ihren Ideen und ihrer Art zu leben. Ein Haus für sie und Benjamin allein. Und irgendwann, ganz bestimmt, auch für einen Mann, der nicht Carl war.

Ungeduldig im Flugzeug sitzend, fragte sich Doreen, was William wohl sagen wird, wenn sie beide vor ihm standen. Benjamin sah sie verschmitzt an.

»Grossvater wird sagen: Haben wir endlich zwei Sterne zum Leuchten gebracht!«

»Was? Sterne? Sowas Kitschiges sagt William doch nicht!« Doreen lachte. Benjamin blickte auf die Spitze des Flügels, die er von seinem Sitz aus durch das kleine Fenster sehen konnte.

»Er wird es aber fühlen«, dachte er.